

MEIDUNG ALS MODUS DES UMGANGS MIT KONFLIKTEN

Erdmute Alber

Spätestens seit James Scotts Untersuchungen der „weapons of the weak“, den „alltäglichen Formen des Widerstands“ (Scott 1985), wissen wir, dass Strategien des Ausweichens und Meidens offener Konflikte typische Modi der Auseinandersetzungen von Bauern mit ihren jeweiligen Herrschern sind. Scott zeigte, dass Bauerngesellschaften keineswegs dem Klischee der passiven, unpolitischen, konservativen und zu keiner gemeinsamen Aktion fähigen Untertanen entsprechen, das ihnen in der Literatur immer wieder unterstellt worden ist. Vielmehr erscheinen Strategien des Bummelns, Ausweichens, Desertierens, Sich-Entziehens, des Redens hinter dem Rücken der Herrscher oder der schweigenden Nicht-Befolgung von Befehlen in Situationen der Übermacht gewalttätiger oder despotischer Herrscher für Untergebene wirksamere Formen des Widerstands zu sein als der offen ausgetragene Konflikt. Mit der Einführung des Begriffs des *hidden transcript* wies Scott den machtrelevanten Diskursen der in Machtsituationen Unterlegenen, die sich abseits der direkten Wahrnehmung der Herrschenden entwickeln, eine wichtige Rolle für das Verständnis von Machtbeziehungen zu. (Scott 1990: 4ff).

Nun denkt James Scott vor allem an jene Konstellationen, in denen die Machthabenden den Bauern als hoffnungslos überlegen erscheinen. Stark vereinfacht läuft seine Argumentation darauf hinaus, Ausweichstrategien gerade in Situationen starker und übermächtiger Herrschaft für besonders erfolgversprechend zu halten. Nicht umsonst benutzt er in seinem stärker theoretisch ausgerichteten Buch über die alltäglichen Formen des Widerstands (Scott 1990) als Fallbeispiele zur Erläuterung der *hidden transcripts* besonders häufig die Sklaverei.

Gerd Spittler (1981) argumentiert in seinem Buch zum westafrikanischen Bauernstaat ähnlich: Die westafrikanischen Bauern bevorzugen ebenfalls passive Ausweichstrategien gegenüber kolonialer Herrschaft. Anders als bei Scott charakterisiert er den kolonialen Staat in Westafrika jedoch als schwachen Staat, der aus Ohnmacht und Unfähigkeit zur flächendeckenden Kontrolle des Landes und der Produktionsmittel auf das Mittel despotischer, willkürlicher oder intermediärer Herrschaft zurückgreifen musste. Gerade diese Schwäche des Staates machte, so Spittlers Interpretation, Ausweichstrategien für die Bauern so attraktiv.

Scott und Spittler verbindet, dass ihre Betrachtung der Modalitäten gesellschaftlicher Konfliktaustragungen auf eine Konzeptualisierung von Macht und Herrschaft zielt. Mit der Fokussierung auf die Frage nach der Konfliktaustragung bei der Beschreibung von Herrschaftstypen teilen sie implizit die Auffassung von Georg Elwert, Machttheorien vom Konflikt her zu denken.¹ Bei der gegenüberstellenden Lektüre beider Autoren stellt sich jedoch die Frage, ob eher „schwache“, wie in der Argumentation von Spittler, oder „starke“ Herrschaft, wie bei Scott, indirekte Strategien begünstige. Sie wird in diesem Text letztlich offen bleiben müssen, was zugleich zeigt, wie wenig wir über jene Faktoren wissen, die Meidungsstrategien beeinflussen.

Georg Elwert hat in dem in diesem Band vorgestellten Text eine andere Perspektive auf das Thema Konflikte gewählt. In diesem Text schaut er nicht auf die Verbindung von Konflikt zu Macht, sondern entwirft eine Typologie unterschiedlicher Arten des Konfliktprozessierens, die sich aus der Kombination der beiden Faktoren Gewalt und gesellschaftliche Einbettung ergibt. Beide Faktoren können sowohl Begleiterscheinungen oder Rahmenbedingungen der Konfliktmodi, wie auch ihre Folge sein. Neben Krieg, Zerstörung und Verfahren ist der vierte Konflikttyp Meidung. Sie geht mit Gewaltarmut und einer schwachen Einbettung der Konflikte in gesellschaftliche Institutionen ihrer Regelung einher. Zerstörung teilt mit Meidung die schwache Einbettung, korreliert jedoch mit Gewaltbereitschaft und kann diese erzeugen beziehungsweise verstärken. Verfahren teilt mit Meidung das Kennzeichen schwach ausgeprägter Gewalt, hingegen gibt es in Gesellschaften, die zu Verfahren neigen (etwa die unsrige) Institutionen, die Konflikte bearbeiten und in die die Konfliktprozeduren eingebettet sind. Krieg, die offen ausgetragene, jedoch regelhaft strukturierte Gewalt, ist von Meidung in Elwerts Systematik am weitesten entfernt, bei ihr liegt die Kombination von Gewalthaftigkeit und institutioneller Einbettung vor.

Aus diesem Argumentationsfeld lassen sich zwei Fragen extrapolieren, die ich anhand eines Fallbeispiels diskutieren möchte. Lassen sich erstens Meidungsstrategien als Modi der Austragung von Konflikten auf Macht- und Herrschaftstypen beziehen oder gar aus ihnen ableiten, wie dies Spittler, Scott und Elwert in ihren Überlegungen zum Thema Macht suggerieren? Und zweitens, gehen sie sie mit Gewaltarmut und mangelnder institutioneller Einbettung von Konflikten einher, wie Elwert dies in seinem Konfliktaufsatz nahe gelegt hat? Ich möchte diese Fragen vor dem Hintergrund meiner empirischen Forschungen zu den Baatombu in Nordbenin beleuchten. Ausweich- und Meidungsstrategien, sowie Formen der indirekten Kommunikation, die sich als

1 Elwert (1999). Er stellte diese Perspektive jenen Machttheorien gegenüber, die Macht von der Sozialstruktur her denken (etwa Foucault). Siehe dazu auch Eckert, Alber und Elwert (2003). Zur Verortung des Machtbegriffs zwischen Konflikt und Sozialstruktur siehe auch Alber (2003). Ohne die Gespräche mit Georg Elwert und Julia Eckert wäre dieser Text nicht zustande gekommen. Ihnen sei an dieser Stelle gedankt. Ich danke ferner Martin Staude und insbesondere Ulf Vierke für ihre kritische Lektüre des Manuskripts.

Meidungsstrategien deuten lassen, erlebte ich bei unterschiedlichsten Konflikten dieser ethnischen Gruppe in einem für mich bis daher nicht bekannten Ausmaß. Dieses Konfliktmuster ist bei den Baatombu nicht nur in der Gegenwart nachweisbar, sondern auch in der Kolonialzeit und begrenzt auch in der vorkolonialen Zeit. Mithin zeigt sich, dass Elwerts Vorstellung, dass Gesellschaften lernen und dabei Selektionsprozesse vollziehen, die zu einer Auswahl bestimmter Typen von sozialem Handeln führten, auch für die Baatombu geltend gemacht werden kann.²

Meidungsstrategien der Baatombu im Umgang mit Kolonialherrschaft

Circa 100 Kilometer östlich vom Siedlungsgebiet der Byalebe, die Elwert ja bereits als Beispiel für eine *avoidance*-Gesellschaft erwähnt, beginnt der alte Siedlungsraum der Baatombu, die auch als Bariba in der ethnologischen Literatur bekannt geworden sind.³ Zusammen mit anderen ethnischen Gruppen, vor allem den Rinder züchtenden Fulbe, deren Sklaven, den Gando, und islamischen Händlern, den Dendi, bewohnen sie seit Jahrhunderten den Borgu, einen soziopolitischen Raum in der westafrikanischen Savanne, der sich vom Atacoragebirge im Westen der heutigen Republik Benin bis zum Nigerbogen im heutigen Nigeria erstreckt. Seitdem die Grenze zwischen beiden Ländern den Borgu seit Beginn der Kolonialisierung am Ende des 19. Jahrhunderts teilt, siedeln die Baatombu, wie die anderen ethnischen Gruppen der Region, in beiden Ländern.

In vorkolonialer Zeit hatten die Kriegsherrn der Baatombu die Gewalt monopolisiert, bedrohten durch Razzien und Fehden Bauern und Viehzüchter, die sich unter dem Schutz anderer Kriegsherrn befanden, und schützten „ihre“ Leute vor den Überfällen anderer. Charakteristisch für die Machtstrukturen in

-
- 2 Da dieser Artikel auf die Entfaltung und Diskussion theoretischer Argumente zu Konflikttypen zielt und insgesamt stark typologisiert, verzichte ich auf die Beantwortung der Frage, wen ich meine, wenn ich von „den Baatombu“ spreche. Dies geschieht im Bewusstsein, dass dieses typologisierende Denken nicht nur eine sträfliche Vereinfachung darstellt, sondern, womöglich noch problematischer, scheinbar im Duktus einer Ethnologie spricht, die eindeutig abzugrenzende Ethnien mit bestimmten Charakteristika und womöglich „kulturellen Merkmalen“ im Sinne hat. Immerhin spreche ich nicht von einer bestimmten „Konflikt-Kultur bei den Baatombu“ sondern versuche, das vereinfacht dargestellte und typologisierte Konfliktverhalten als Ergebnis eines Selektionsprozess auf der Basis historischer Erfahrungen und ökologischer Rahmenbedingungen zu deuten.
 - 3 Zu den Baatombu siehe als Monographien Lombard (1965), Peterli (1971), Adrian (1975), Sargent (1982), Steward (1993), Kuba (1996) und Alber (2000). Meine Darstellung stützt sich ausschließlich auf Forschungen bei den Baatombu in Benin.

diesem Gebiet war, dass die Razziadrohung nicht entlang einer „ethnisch“ oder „verwandtschaftlich“ strukturierten Linie zwischen „Eigenen“ und „Fremden“ verlief, sondern dass Razzien und Fehden auch innerhalb der Gruppe der Baatombu selbst stattfanden. Die Region war mithin von struktureller Instabilität und prinzipieller Gewaltoffenheit geprägt. Auch in dieser Zeit dominierten, soweit dies durch Erinnerungen und Erzählungen rekonstruierbar ist, Ausweichstrategien auf Seiten der Machtunterworfenen, die sich paarten mit der Bemühung, sich unter den Schutz eines Mächtigen zu stellen. Zwischen den Machtzentren lagen nahezu unbewohnte Landstriche, die als unsicher galten, als temporäre Rückzugsgebiete. Flucht und temporärer Rückzug in den Busch kommen als häufige Motive in den Schilderungen der Bauern über die vorkolonialen Razzien vor.⁴

Mit der Ankunft der Franzosen und der Etablierung kolonialer Herrschaft wurde das Gefüge interethnischer dezentraler Machtausübung grundlegend verändert. Die ehemaligen Kriegsherren wurden als Häuptlinge in das koloniale Verwaltungssystem integriert, wobei der koloniale Staat ihre wichtigste Machtressource, die Gewalt, für sich monopolisierte. Razzien und Fehden wurden nicht nur verboten, die Kolonialverwaltung setzte dieses Verbot, das die Einhaltung des kolonialen Friedens zumindest auf regionaler Ebene erzwang, konsequenter durch als andere Verbote, etwa das der Sklaverei, die auf lokaler Ebene nur allmählich und zögerlich abgeschafft wurde. Lokal oder personell begrenzte gewaltsame Aneignungen, etwa die Eintreibung von Abgaben unter Zuhilfenahme punktueller Gewalt durch die lokalen Häuptlinge und andere Mächtige, blieben jedoch auch nach der Kolonialisierung vor Ort unter der Decke des kolonialen Friedens erhalten.

Zu Beginn der Kolonialisierung war der Borgu ein äußerst dünn besiedeltes Land. Dies erschwerte während der Kolonialzeit die Durchsetzung französischer Kolonialherrschaft und änderte sich erst mit der Zunahme des Bevölkerungswachstums in der späten Kolonialzeit, das bis heute anhält und im Borgu zwischen 1992 und 2002 jährlich 4,37 % betrug. Damit liegt es über dem durchschnittlichen Bevölkerungswachstum in der Republik Benin von 3,25 %. Mit 28 Menschen pro Quadratkilometer im Vergleich zu landesweit 60 Personen pro Quadratkilometer zählt der Borgu gleichwohl noch heute zu den dünn besiedelten Gegenden der Republik Benin. (Doevenspeck 2004: 36-44).

Diese dünne Besiedlungsstruktur erlaubte während der Kolonialzeit eine hohe Mobilität der bäuerlichen Bevölkerung, denn bearbeitbare Böden standen den Bauern nahezu unbegrenzt zur Verfügung. Ausweichstrategien – und zwar ganz im physischen Sinne – boten sich also als Modi der Auseinandersetzung mit der Kolonialherrschaft und ihren lokalen Repräsentanten geradezu

4 Zu Razzien und Fehden im Borgu siehe Alber (1999). Methodologische Überlegungen lasse ich hier außer Acht; meine Interpretation des vorkolonialen und kolonialen Borgu stützt sich auf die Lektüre von kolonialen und spärlichen vorkolonialen schriftlichen Quellen, sowie der kontrastierenden Auswertung von Erinnerungen und Erzählungen heute lebender Baatombu.

an. Glaubt man den Berichten einiger Kolonialbeamten, so scheint diese Mobilität sogar höher gewesen zu sein als in vorkolonialer Zeit, als die Drohung von Razzien und Gewalt Bauern stärker dazu zwang, in der Nähe von Kriegsherrn zu siedeln. (ANB, 1E3, RMTB, 4. Quartal 1933).

Zur dünnen Besiedlung des Landes kam als weiterer, Ausweichstrategien begünstigender Faktor hinzu, dass der koloniale Staat in Nordbenin nur ausgesprochen schwach präsent war. Zehn Jahre nach der Eroberung des Landes, im Jahr 1908, lebten beispielsweise erst sechs Europäer im Borgu. (Alber 2000: 132) Aber auch nach der Etablierung der Kolonialherrschaft, die nach dem ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts abgeschlossen war, kam es nie zu einer flächendeckenden staatlichen Herrschaftsausübung, so dass sich der Einfluss der Weißen während der Kolonialzeit im Norden Benins weitgehend auf punktuelle Herrschaft im Umkreis der Kolonialstationen erschöpfte.⁵

Die neue koloniale Realität wurde für die Bevölkerung des vorkolonialen Borgu vor allem an drei strukturellen Veränderungen erfahrbar: Es sind dies erstens die neuen Herrschaftsstrukturen und die Integration afrikanischer Häuptlinge in die Kolonialverwaltung. Die zweite Veränderung bestand in neuen Verboten, vor allem der Untersagung gewalttätiger Razzien und der Sklaverei. Drittens wurden neue Anforderungen an die Bevölkerung gestellt: Steuern wurden eingetrieben, Soldaten rekrutiert, und Menschen zur Zwangsarbeit herangezogen. Die neuen Herrschaftsstrukturen, die Integration der Häuptlinge in das Verwaltungssystem sowie die Untersagung von Razzien und Sklaverei betrafen besonders die ehemaligen Kriegsherren. Der allmähliche Rückgang der Gewalt wurde von vielen Bauern und Viehzüchtern durchaus begrüßt, so dass die Durchsetzung dieser Maßnahmen kein großes Konfliktpotential mit den Bauern darstellte. Hingegen versuchten sie sich gegen die neuen Anforderungen zu wehren, so dass man dieses Handlungsfeld ein Feld der „teilweise inkompatiblen Interessen mehrerer Personen“ und mithin nach Elwert (in diesem Band) einen Konflikt nennen kann.

Formen des bäuerlichen Widerstands gegen die Maßnahmen sollen nun exemplarisch anhand des Konfliktfelds der Steuereintreibung betrachtet werden.

Steuern

Die Aushandlung der Frage, wer Steuern in welcher Höhe bezahlte, war ein ausgesprochen willkürlicher Prozess, an dem im kolonialen Borgu drei Akteursgruppen beteiligt waren: die Kolonialherrn, die Häuptlinge und die Bevölkerung. Erstere legten die Höhe der Steuern fest, die die jeweiligen Dörfer

5 Zur schwachen Präsenz des Staates auf der lokalen Ebene und ihrer historischen Veränderungen siehe auch Thomas Bierschenk und Jean-Pierre Olivier de Sardan (1998), die insgesamt von einer Pendelbewegung zwischen stärkerer Präsenz des Staates auf lokaler Ebene und seinem Rückzug ausgehen.

aufbringen mussten, zweitens waren für die Eintreibung dieser festgelegten Summen zuständig, und die Bevölkerung schließlich versuchte, die Zahlungen so weit wie möglich zu vermeiden, zu unterlaufen oder zu umgehen.

Die Festlegung der Höhe der Steuern geschah auf der Basis regelmäßig wiederholter Bevölkerungszensen, die nicht nur möglichst viele Dörfer erfassen, sondern auch genau angeben sollten, wie viele Menschen in den jeweiligen Dörfern wohnten.

Einen exakten Zensus im Borgu durchzuführen, war für die Franzosen aber ein Ding der Unmöglichkeit. Immer wieder stieß man auf „neue“ Dörfer, die bislang noch nicht bei der Steuereintreibung erfasst worden waren. Noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts entdeckten die Franzosen immer wieder solche neuen Dörfer, deren Einwohner sich bislang allen Steuerforderungen entzogen hatten. Zum Teil handelte es sich um tatsächlich unentdeckte Dörfer aus vorkolonialer Zeit, zum Teil aber auch um Neugründungen, wie sie im Borgu üblich waren.

Die Franzosen setzten auf der Basis dieser Zensen Bevölkerungszahlen für die einzelnen Dörfer fest, nach denen sich die Höhe der Steuern richtete, ohne Rücksicht auf die reale Entwicklung der Bevölkerungszahl. Nur jene Dörfer, die vom Zensus gar nicht erfasst worden waren, entkamen diesen Zahlungen zur Gänze; die anderen mussten zahlen. So kam es, dass Häuptlinge gelegentlich dringend darum baten, ihre Dörfer neu zählen zu lassen. Die Bevölkerungszahl sei gesunken, und man müsse die übrig gebliebenen Bauern von allzu drückenden Steuerforderungen entlasten (unter anderem ANB, 1E4, RMTB 2. Quartal 1923).

Derartige Bitten markieren die Grenzen der Meidungsstrategien: Dadurch dass die Franzosen die Steuersummen pro Dorf festlegten, zwangen sie die Bauern und Häuptlinge zu einem gewissen Gemeinschaftshandeln, denn individuelle Meidungsstrategien führten unter Umständen zu einer Erhöhung der Steuerschuld der anderen Dorfbewohner. So konnten die Bauern zunächst versuchen, durch gemeinschaftliche Meidungsstrategien der Steuerforderung zu entkommen, indem sie versuchten, das Dorf gar nicht erfassen zu lassen. Einmal erfasst, halfen nur noch begrenzte individuelle Strategien, die sich mithin nicht direkt gegen die Franzosen richteten, sondern darauf abzielten, den Steuern eintreibenden Häuptlingen zu entkommen. Für diese wiederum schienen manchmal Verhandlungen (also Verfahren, in der Terminologie von Georg Elwert) sinnvoll, um die Steuerschuld insgesamt zu drücken. Als ein solches Verfahren kann die Bitte um eine neue Bevölkerungszählung interpretiert werden.

Bei der Eintreibung der Steuern, ihrer wichtigsten Aufgabe in diesem Konfliktfeld, wurden die Häuptlinge, die zweite Akteursgruppe, von den Kolonialherren kaum kontrolliert. Wie die aufzubringenden Summen also real auf die Familien verteilt wurden, blieb ihnen weitgehend selbst überlassen.

Die Bauern als dritte Gruppe versuchten, sich nicht nur den Kolonialherren, sondern auch den Häuptlingen zu entziehen. Viele Bauern sahen die Steuern in einer Kontinuität zu den vorkolonialen Abgaben an die Kriegsherren und

wandten ähnliche Entzugsstrategien an: Bis heute werden Geschichten von Menschen erzählt, die nicht im Dorfkern, sondern bei ihren Feldern im Busch lebten und stets abwesend waren, wenn sich ein Steuereintreiber ankündigte. Die „Qualität“ eines Häuptlings hinsichtlich des Steuereintreibens wurde unter anderem daran gemessen, welche entfernt gelegenen Gehöfte er erreichte und welche nicht. Und schließlich erzählten mir alte Menschen Geschichten über Männer, die von den Behörden aufgegriffen worden waren, nachdem sie jahrelang keine Steuern bezahlt hatten. Ihre Angehörigen gingen in die Stadt und versuchten, sie mit Bestechungsgeldern aus dem Gefängnis zu befreien oder zu verhindern, dass sie ins Gefängnis kamen (SGB1).

Dass sich die Bauern durch Meidungsstrategien nicht nur gegen die Anforderungen der Kolonialherren, sondern auch gegen die der Häuptlinge zur Wehr setzen, war auch insofern folgerichtig, als manche Häuptlinge von den Steuereintreibungen auch privat profitierten. Jedenfalls gingen die Bauern davon aus, dass ein Teil des eingesammelten Geldes bei den Häuptlingen selbst verblieb. Für ihre Untergebenen mag die Höhe der Steuerzahlungen schlecht kontrollierbar gewesen sein; erst recht war kaum zu kontrollieren, welcher Teil der eingesammelten Gelder tatsächlich beim Fiskus abgeliefert wurde. Gelegentlich klagten die Franzosen einzelne Häuptlinge wegen der Veruntreuung von Geldern an (etwa ANB, 1E4, RMTB, Februar 1904). Solche aktenkundigen Verfahren deuten darauf hin, dass die Franzosen durchaus versuchten, institutionalisierte Verfahren der Konfliktschlichtung im Borgu zu etablieren, etwa die Fiktion eines geregelten und gerechten Steuersystems oder geregelter Gerichtsverfahren. Da die meisten Bauern von diesen formalen Verfahren kaum Kenntnis hatten, nutzten sie sie in der Regel nicht zur Verhandlung ihrer Konflikte. Auch nahmen sie die Häuptlinge nicht als Teil formaler bürokratischer staatlicher Strukturen wahr, mit denen in geregelter Verfahren verhandelt werden konnte, sondern vorwiegend als Teil dörflicher Strukturen jenseits der kolonialen Obrigkeit und in diesem Zusammenhang oftmals als willkürliche Herrscher, deren Anforderungen man zu entkommen versuchte, wo es möglich war.

Ähnlich wie gegen die Steuern wehrten sich die Bauern auch gegen Zwangsarbeiten und besonders gegen die Rekrutierung von Soldaten mit Meidungsstrategien, wo sie nur konnten. Die Erinnerungen der Bauern an die Musterungen, die Teil der jährlichen Rekrutierungskampagnen waren, haben als zentrales Thema die Frage, wer sich und mit welchen Tricks einer Musterung entziehen konnte. Man versuchte erstens, möglichst nicht auf die Musterungslisten zu geraten oder wenigstens, bei der Frage, welches Familienmitglied rekrutiert werden sollte, zu manipulieren. Manche Familien schickten Sklavenkinder anstelle ihrer leiblichen Kinder zur Musterung.

Auch in den Kolonialdokumenten wird häufig über die Schwierigkeiten bei der Rekrutierung geklagt. Dieser Zustand änderte sich bis zum Ende der Kolonialzeit nicht: Ganze Dörfer leerten sich noch in den zwanziger Jahren regelmäßig im Frühjahr, wenn die Rekrutierung nahte (ANB, 1E3, RMTB 1928). Wenn der Kommandant persönlich erscheine, seien sie oft bis auf den

Häuptling menschenleer, klagt ein Kommandant (ANB, 1E3, RMTB, 1. Quartal 1927). Angeblich seien sie „auf der Jagd“, „auf Reisen“ oder „auf dem Feld“ (ebd.). Oder es waren nur noch Frauen und Kinder anwesend, wenn die Musterungsbeamten kamen. Viele Menschen sollen auch an die Goldküste migriert sein, um sich der Rekrutierung zu entziehen (ANB, 1E3, RMTB, 4. Quartal 1927).

Andere Meidungstypen

Die bisher geschilderten Meidungsstrategien waren überwiegend tatsächlich physisch: Abwesenheit, Entzug oder auch Flucht in den Busch. Daneben gab es andere Formen bäuerlichen Widerstands, die ebenfalls Meidungsstrategien genannt werden können, aber nicht in diesem physischen Sinne. Dazu zählt die Strategie, Befehlen nicht zu widersprechen, sie aber zu unterlaufen.

Dies geschah beispielsweise als Reaktion auf eine Entwicklungsmaßnahme der Kolonialbürokratie im Jahr 1935, in deren Rahmen den Bauern angeordnet worden war, Busch zu roden und auf dem Land Maniok anzubauen: Als sich der Kommandant von den Ergebnissen der Maniokanbaukampagne überzeugen wollte, stellte er voller Entsetzen fest, dass viele der „Eingeborenen“ zwar gut ihre Felder vorbereitet,⁶ aber nichts darauf gepflanzt hatten. Befragt nach der Begründung für ihr Tun antworteten sie, sie hätten ihm gehorchen wollen, aber keine Stecklinge gehabt. Wenn man – so schloss der Kommandant, der dies für eine reine Ausrede hielt – den Anbau nicht ständig überwache, würden es die Bauern durch ihre Nachlässigkeit erreichen, allen Gewinn aus ihrer Arbeit zu verspielen (ANB, 1E3, RMTB, 3. Quartal 1935).

Die Bauern provozierten den Kolonialbeamten also durch „Dienst nach Vorschrift“: Sie legten die Felder zwar an, bestellten sie aber nicht. Solange ihnen niemand Stecklinge herbeischaffte, blieben sie untätig. Möglicherweise nutzten sie das einmal gerodete Land lieber dazu, Yams anzubauen.

Eine andere Strategie bestand darin, möglichst solche Familienmitglieder zu den Gemeinschafts- oder Zwangsarbeiten zu schicken, deren Arbeitsausfall in der eigenen Landwirtschaft weniger schwer wog: Ein Kommandant konstatierte, dass in den Arbeitsgruppen, die auf der Straße von Parakou in den Niger arbeiteten, „zwei bis drei Jugendliche“, ansonsten Kinder im Alter von fünf bis acht Jahren zu sehen seien (ebd.).

Manche Entzugsstrategien grenzten an Sabotage. Dies war zum Beispiel der Fall, wenn die Schlachter von Parakou, dem kolonialen Zentrum des Borgu und Sitz des Kommandanten, ihre Rinder heimlich schlachteten, ohne es dem Posten zu melden. Sie verkauften das Fleisch heimlich in den umliegenden Dörfern, so dass die Angestellten der Kolonialstation und damit die Europäer leer ausgingen (ANB, 1E3, RMTB, 1. Quartal 1927).

6 Zur Vorbereitung von Feldern zählen aufwendige Arbeiten wie das Abbrennen des Busches, Beseitigen der Baumstümpfe, Hacken und Steine entfernen.

Eine weit verbreitete Möglichkeit, unliebsamen Anordnungen aus dem Weg zu gehen, war, ihnen vermeintlich zuzustimmen und sie dann zu ignorieren. Dies brachte einen Kommandanten schier zur Verzweiflung. Er schrieb:

Les Baribas sont vraiment des maîtres dans l'art de s'esquiver et d'opposer la force d'inertie. Tô! Tô! répondent-ils invariablement, approuvant tout ce qu'on leur dit, l'air empressé à vouloir exécuter les ordres, et finalement ne faisant rien si aucune contrainte n'est exercée sur eux, si aucune sanction n'est suspendue sur leur tête. Très individualistes, ils se soucient fort peu de leurs Chefs indigènes qui n'ont sur eux aucun pouvoir (ANB, 1E3, RMTB, 2. Quartal 1927).

Andere Meidungsstrategien bestanden, zumindest in der Wahrnehmung der Kolonialbeamten, darin, Scheingründe anzuführen, um sich gegen unliebsame Maßnahmen zu wehren, während die eigentlichen Motive ganz woanders lagen. So ärgerte sich ein Kommandant 1927 über die Bevölkerung von Kika, einer Ortschaft, die nur etwa zwanzig Kilometer von Parakou entfernt lag, doch während der Regenzeit durch die über die Ufer getretenen Flüsse stets von diesem abgeschnitten war (ANB, 1E3, RMTB, 3. Quartal 1927). Über ihre regelmäßige Unerreichbarkeit seien die Bauern höchst zufrieden gewesen. Als man ihnen vorschlug, doch ein Boot oder ein Bambusfloß zu bauen, entgegneten sie, weder das eine noch das andere herstellen zu können. Außerdem würde ihnen, so der Kommandant, der „Fetisch“ des Flusses alle Handlungen untersagen, die zu dessen Überquerung während der Hochwasserzeit dienen könnten. Diese Begründung hielt der Kommandant für einen reinen Vorwand. (ANB, 1E3, RMTB, 3. Quartal 1927).

Die beiden letztgenannten Beispiele – sich unter dem Vorwand der vermeintlichen Gegenwart eines Fetisch gegen eine Flussüberquerung zu wehren, sowie einer Anordnung zuzustimmen, sie dann aber zu ignorieren – charakterisieren Meidungsstrategien noch einmal sehr genau und führen zu einer Begriffsdefinition, die sich an Elwerts Definition von Konflikt anlehnt: Meidungsstrategien sind jene soziale Handlungen, die auf der Wahrnehmung von teilweise inkompatiblen Interessen oder Intentionen der beteiligten Personen oder Personengruppen beruhen, diese jedoch zu verschleiern oder zu umgehen versuchen. Dabei versucht die die Meidungsstrategien anwendende Konfliktpartei entweder, den Konflikt als solchen zu umgehen oder zu ignorieren und ihn durch Nicht-Handeln ins Leere laufen zu lassen. Oder sie setzt Meidungsstrategien ein, um ihre eigentlichen Interessen möglichst vor dem Konfliktpartner zu verbergen. Zwischen beiden Typen gibt es Zwischenformen und Abstufungen, die auch auf unterschiedlichen Graden der Intentionalität der Handlungen beruhen.

Für die bäuerliche Auseinandersetzung mit kolonialer Herrschaft im Borgu lassen sich die angewandten Meidungsstrategien als Reaktion auf einen bestimmten Herrschaftstypus interpretieren und bejahen mithin die eingangs gestellte erste Frage nach dem Zusammenhang zwischen Herrschaftstyp und Konfliktmodus. Gegen schwache, aber punktuell despotische koloniale Herrschaft in einer schwer zu kontrollierenden Umgebung konnten sich die Bauern

gut mit Meidungsstrategien wehren. Dies bestätigt also eher die Argumentation von Gerd Spittler, die Schwäche des Staates begünstige Meidungsstrategien, dessen Fallregion, das koloniale Französisch-Westafrika ja auch den Borgu mit einschließt. Die Frage, ob Meidungsstrategien nicht auch, wie James Scott dies im Blick hat, in Situationen starker Herrschaft angebracht sein können, ist mit dem Beispiel der Baatombu daher nicht zu beantworten und muss offen bleiben.

Allerdings muss das Argument Georg Elwerts, Meidung ginge mit relativer Gewaltlosigkeit einher, vor dem Hintergrund des Fallbeispiels relativiert oder zumindest differenziert werden. Denn auch zu Beginn kolonialer Herrschaft, als tatsächlich und sichtbar Gewalt ausgeübt wurde, reagierten die Bauern des Borgu zumeist mit Meidungsstrategien: In den ersten Jahren der Kolonialherrschaft, als die Franzosen ihre Macht überhaupt sichern mussten, brannten sie eine Reihe von Dörfern nieder, deren Bevölkerung sich nicht unmittelbar zu fügen schien oder deren Kriegsherrn ihnen nicht rasch genug die Treue bekundete. Eine weit verbreitete Reaktion der Bauern war in dieser Zeit die radikale Meidung: kündigte sich ein Weißer oder gar ein Eroberungszug an, so leerten sich die Dörfer; die Bevölkerung floh in den Busch und ging jeder direkten Auseinandersetzung aus dem Weg.

Gerade wenn man nicht weiß, ob der Gewaltdrohung eine tatsächliche Gewaltausübung folgt, wenn die räumlichen und sozialen Gegebenheiten das Ausweichen zulassen, und wenn schließlich die Kosten für Meidungs- und Ausweichstrategien nicht allzu hoch sind, können sie ein Mittel der Wahl sein. Heute wie in der Kolonialzeit haben und hatten nahezu alle Bauern des Borgu bei ihren Feldern im Busch kleine Hütten, in denen sie relativ problemlos, ohne Hunger leiden zu müssen und ohne größeren Aufwand zu treiben, ein paar Tage oder Wochen überleben können und konnten. Im Alltag dienen diese Hütten als Unterstände bei Regen, als temporäre Unterkünfte, wenn man mehrere Tage bei den Feldern verbringen möchte, und als Speicher. Solche Außenstationen jenseits der Straßen und Wege, nur auf Pfaden erreichbar, waren weder den Franzosen bekannt und zugänglich, noch sind sie es heute den Vertretern der staatlichen Ordnungsmacht. Von diesen Ausweichmöglichkeiten machten die Bauern nicht nur während der gesamten Kolonialzeit reichlich Gebrauch, auch heute dienen sie Menschen als Refugium bei Konflikten oder auch als Versteck vor Menschen, die zu den Ortskenntnissen der Bauern keinen Zugang haben.

Das Fallbeispiel der Baatombu verweist auf die Bedeutung des sozialen und geographischen Raums zur Erklärung von Meidungsstrategien. Die Möglichkeit auszuweichen, ist gebunden an die Verfügbarkeit von Land, das vom Konfliktgegner nicht kontrolliert wird. Elwert hat dieses Argument in seinem Beitrag angeschnitten, jedoch nicht weiter ausgeführt.

Elwerts Argumentation, Gewaltarmut begünstige Meidungsstrategien, wird allerdings insofern gestützt, als ein bestimmter Meidungstypus unter den Bedingungen des kolonialen Friedens zugenommen hat: Die Gründung neuer Siedlungen im Busch. So argumentiert zumindest ein kolonialer Verwaltungs-

beamter, der 1933 schrieb, dass die allgemeine Mobilität der Bevölkerung mit der Kolonialisierung des Landes zugenommen habe. Die Notwendigkeit zur Verteidigung vor Razzien habe – so der Kommandant des Borgu – in vorkolonialer Zeit die festen Ortschaften geschaffen, deren jeweiliger Häuptling ehemals als Kriegsherr die Sicherheit gewährleistet hatte. Seitdem die Franzosen die Sicherheit garantierten, fände die Bevölkerung es nur natürlich, die Ortschaften zu verlassen, um den Zumutungen der neuen Herrschaft zu entkommen. Wenn sich diese Tendenz fortsetze und sich die gesamte Bevölkerung im Busch zerstreue, würde Herrschaft gänzlich unmöglich. (ANB, 1E3, RMTB, 4. Quartal 1933).

Innerhalb des Spektrums räumlicher Meidungsstrategien gibt es zwei Typen, die beide die Siedlungsstruktur des Borgu bestimmen.

Der eine Typ ist das kurzfristige, schnelle und temporäre Ausweichen in den Busch. Im Extremfall ist es die Flucht bei Gefahr im Verzug. In vorkolonialer Zeit geschah dies angesichts der Androhung von Gewalt bei Razzien, vor denen die Bauern in den Busch flohen, wenn sie sich nicht mit ihrem Kriegsherrn zum Gegenangriff entschieden. Während der Kolonialzeit floh die Bevölkerung vor allem bei der Drohung von Soldatenrekrutierungen, Zwangsarbeit oder der Gefahr von Steuereintreibungen temporär in den Busch. Am Ende solcher Handlungen steht jedoch die Rückkehr ins Dorf.

Der andere Typ räumlicher Meidungsstrategien besteht darin, das Dorf gänzlich zu verlassen, um eine neue Siedlung zu gründen. Oftmals erzählen Dorfgründungsgeschichten von solchen Prozessen. Sie beginnen damit, dass eine oder mehrere Familien ihr Dorf verlassen und in den Busch ziehen. Allmählich entwickelt sich aus der neuen Niederlassung ein eigenes Dorf. Das Fortziehen aus dem Dorf gilt als eine bewährte Möglichkeit, mit innerfamiliären oder -dörflichen Konflikten umzugehen und so die direkte Konfrontation zu meiden.

Ausweich- und Meidungsstrategien bestimmten also in weitaus stärkerem Maße die Strategien der Bauern im Umgang mit kolonialer Herrschaft und deren Vermittlung durch die lokalen Häuptlinge im Borgu als andere Formen der Konfliktaustragung. Lediglich im Jahr 1916 kam es zu einem großen Aufstand, der gewaltsam niedergeschlagen wurde. Aber auch dieser Aufstand begann zunächst als Revolte gegen einen unbeliebten Häuptling und weitete sich nur allmählich aus. (Alber 2000: 186ff; Crowder 1978; Lombard 1965: 416ff) Die anderen von Elwert genannten Konflikttypen, Krieg, Zerstörung und Verfahren, kamen verglichen mit der Meidung weitaus seltener vor.

Meidungsstrategien jenseits der Auseinandersetzung mit Herrschaft

Hängen nun Herrschaftstypen und Formen des Konfliktprozessierens auch kausal zusammen? Meine bisherigen Ausführungen scheinen dies nahe zu legen, jedenfalls wenn man das geschilderte Fallbeispiel so versteht, dass im

Borgu erst die koloniale Herrschaft die Meidungsstrategien hervorgebracht hat. Dagegen spricht zum einen, dass sie auch in vorkolonialer Zeit nachweisbar sind. Zum anderen dominieren bei den Baatombu Formen von Meidung und Ausweichen auch in Konfliktfeldern, die keinen direkten Bezug zur Auseinandersetzung mit Herrschaft haben. Dies werde ich nun abschließend darstellen und mich damit auch der bislang noch offen gebliebenen Frage nach der schwachen Einbettung annähern.

Bereits die Ethnologin Hannelore Adrian (1975: 191) hat Meidung für eine grundlegende Konfliktstrategie bei den Baatombu angesehen. Auch sie sieht einen Zusammenhang zwischen Siedlungsstruktur und Konfliktverhalten. Sie schreibt:

Man wird daraus [aus der Tatsache, dass Konflikte nicht lautstark, außerhalb des eigenen Gehöfts ausgetragen werden, E.A.] jedoch nicht auf die Abwesenheit von Spannungen schließen dürfen, vielmehr kann man deutlich eine Tendenz erkennen, durch räumliche und organisatorische Trennung ernsthaften Konflikten aus dem Wege zu gehen. Die Zersplitterung in kleine Residenzeinheiten und die nochmalige Unterteilung solcher Einheiten in Haushalte hat hier, auch nach dem Selbstverständnis der Bariba, eine ihrer Ursachen. Viele *ferme*-Gründungen wurden mir damit erklärt, daß die Betroffenen sich mit ihren jeweiligen Verwandten gestritten hätten und daraufhin aus deren Dorf ausgezogen seien. (Hervorhebung: E.A.).

Meidungsstrategien fielen auch bei meinen Forschungen zu den Veränderungen von Familienstrukturen bei den Baatombu auf. So werden beispielsweise Ehekonflikte, die bei den Baatombu häufig vorkommen, nahezu immer dadurch öffentlich bekannt, dass die Frau unter dem Vorwand, an einem Fest oder einer Zeremonie bei ihrer Herkunftsfamilie teilzunehmen, das Ehegehöft verlässt. Oft wird dem Ehemann erst durch die Verzögerung ihrer Rückkehr klar, dass sie gegangen ist. Nicht ein einziges Mal habe ich bei den Baatombu Trennungen erlebt, die verbal ausgehandelt wurden, ohne dass einer der Ehepartner (fast immer ist es die Frau) einmal oder wiederholt und stets unangekündigt das Gehöft verließ. Verhandlungen über den Anlass des Konflikts, die Bitte zur Rückkehr und vor allem die bei den Baatombu wichtige Bitte um Verzeihung (*suuru*) wurden immer erst dann begonnen und ausgesprochen, wenn die Frau bereits fort war. Der Weggang der Frau ist also nicht als Endpunkt eines Ehekonflikts anzusehen, sondern, sofern die endgültige Trennung abgewendet werden kann, als Beginn des öffentlichen Verlaufs, der mit der Bitte um Verzeihung endet. Dieser letzte Schritt in einem Ehekonflikt geschieht oftmals, ohne dass die Konfliktpartner auf die Gründe oder Anlässe des Konflikts direkt zu sprechen gekommen sind.

Als Meister der indirekten Kommunikation verstehen sich viele Baatombu darauf, Reisen anderer zu deuten und zu interpretieren. Gerade weil über Reiseanlässe öffentlich meist nur spärlich und formelhaft gesprochen wird (etwa: *u win tomбу tobiri n da* – er/sie geht, um seine Familie zu grüßen), sind Spekulationen über die wahren Absichten einer Reise weit verbreitet.

Das Thema der indirekten Kommunikation als Teil von Konfliktstrategien beschäftigte auch die Ethnosoziologin Wendy Schottman (1993) in ihrem

Aufsatz über Hundennamen bei den Baatombu. Häufig geben die Baatombu – so Schottman – ihren Hunden Namen von Sprichwörtern, mit denen sie ihren Nachbarn indirekte Botschaften übermitteln. Um etwa den Nachbar auf seinen Geiz aufmerksam zu machen, ruft man den eigenen Hund „Geizhals“. Dadurch wird vermieden, einen möglichen Konflikt mit dem Nachbar direkt anzusprechen.

Der Zusammenhang zwischen Meidungsverhalten in Konflikten und indirekter Kommunikation fiel mir bei meinen eigenen Forschungen auch bei der Rekonstruktion vergangener Ereignisse auf. Hier wurde die indirekte Kommunikation zu einer methodologischen Schwierigkeit der Forschungen, denn die Baatombu vermeiden in der öffentlichen Rede, wenn irgend möglich, jeglichen Verweis auf einen Konflikt. Ein ausgesprochen wortkarges und formelhaftes Sprechen dominiert, beispielsweise über kriegerische Konflikte oder über gewaltsame Aneignungen von dörflicher Macht. „U na u bandu di“ („er kam und aß die Herrschaft“) ist eine solche typische Formel, mit der über viele unterschiedliche Vorfälle, etwa die gewaltsame Absetzung eines Häuptlings durch einen anderen Mächtigen, die Eroberung eines Dorfes oder auch nur eine Inthronisierung gesprochen wird.

Die Erwähnung von Gewalt wird dabei unter allen Umständen vermieden. Auch rezente Konflikte, etwa die gewaltsame Vertreibung eines Hexers aus dem Dorf (Alber 2001), werden in den Erzählungen im Nachhinein ihrer Gewalthaftigkeit beraubt, und selbst ein Mord wird im retrospektiven Sprechen, auch der Angehörigen des Opfers, als Todesfall dargestellt und der Name des Mörders möglichst nicht genannt.

Diese Sprechweise wird nach meiner Erfahrung nur in Gesprächen unter vier Augen und unter Vertrauten punktuell unterbrochen.

Auch bei Familienkonflikten, etwa über die Frage, bei welcher Person ein Kind aufwächst,⁷ werden vorwiegend indirekte Strategien angewendet. So reisen Frauen, die möchten, dass ihre Kinder in ihrer Herkunftsfamilie aufwachsen, mit diesen in ihre Herkunftsdörfer, ohne ihre Männer von ihren Plänen zu informieren und kehren anschließend ohne das Kind zurück. Oft sagen sie dann, die Kinder seien auf Besuch bei der Großmutter geblieben, bis sich nach Wochen oder Monaten herausstellt, dass sie dort bleiben und die Großeltern nicht gewillt sind, das betreffende Kind wieder zu den Eltern zurückkehren zu lassen.

Wird ein Konflikt dann doch offen und bemüht sich eine Konfliktpartei um dessen Lösung auf dem Verhandlungsweg, so wird dafür eine „begrenzte und in ihrer personalen Zusammensetzung frei gewählte Öffentlichkeit“ geschaffen, um einen Begriff von Adrian (1975: 189) zu verwenden. Man kann sich an eine Autoritätsperson innerhalb der Familie wenden, oder zum staat-

7 Bei den ländlichen Baatombu wachsen bis heute viele Kinder nicht bei den leiblichen Eltern, sondern bei Pflegeeltern auf. Bestimmte Verwandte haben das Recht, um ein Pflegekind zu bitten. Dies darf ihnen offiziell nicht abgeschlagen werden. Um Kinder dennoch bei sich zu behalten, müssen indirekte Strategien angewendet werden. Zur Kindspflegschaft siehe Alber (2003a und 2004).

lich und durch Wahlen legitimierten Dorfvorsteher gehen, man kann den traditionellen Häuptling einschalten oder einen Notablen des Dorfes. Thomas Bierschenk und Jean-Pierre Olivier de Sardan (1998) haben solche Strukturen, bei denen die Zuständigkeit für Konflikte nicht an ein bestimmtes Amt gebunden ist, „polykephal“ genannt.

Eine solche selbst gewählte Öffentlichkeit jedoch ist keine etablierte und an Verfahren gebundene Institution der Schiedssprechung, und insofern trifft der von Elwert konstatierte Zusammenhang zwischen mangelnder Einbettung von Konflikten und der Neigung zu Meidung für die Baatombu zu. Im Laufe eines Konflikts können von den daran beteiligten Parteien, wenn sie ihn denn überhaupt einmal öffentlich gemacht haben, verschiedene Instanzen der Schiedssprechung eingeschaltet werden, und nicht nur der Gegenstand des Konflikts und sein Deutungsrahmen, sondern auch die Zuständigkeit solcher einbezogener Schiedspersonen werden im Laufe des Konflikts mitverhandelt. Anhand eines dörflichen Konflikts im Dorf Alafia habe ich dies exemplarisch bereits dargestellt (Alber/Sommer 1999). Nicht wenige Konflikte „versanden“ in solchen Prozessen, etwa indem die involvierten Autoritätspersonen die Parteien auffordern, die Ruhe zu bewahren und sich zu verzeihen, ohne dem Konfliktgrund vollständig nachzugehen.

Eine andere Möglichkeit ist der plötzliche Umschlag zu Gewalt, vor allem in Hexerei- oder Eigentumskonflikten, und damit die oft ausgesprochen abrupte Beendigung des Meidungsverhaltens. (Dazu als Fallbeispiel Alber 2001)

Die meisten Familienkonflikte jedoch werden in Baatombu-Dörfern ausgetragen oder eben umgangen, indem die daran beteiligten Familienmitglieder das Gehöft verlassen. Junge Männer ziehen in andere Gehöfte, etwa die ihrer mütterlichen Familie, Frauen verlassen ihre Ehemänner, verheiratete Männer gründen eigene Gehöfte. Die historische Erfahrung, die diesem Konfliktverhalten zugrunde liegt, ist der unbegrenzt zur Verfügung stehende Raum und die Möglichkeit, Land zu roden, um es neu zu bebauen. Diese Möglichkeit war weniger durch Ansprüche anderer oder durch Rechtstitel und Verfahren eingeschränkt als vielmehr durch die Gewalt der Kriegsherrn und Razzien. Diese würde in Elwerts Konfliktschema allerdings eher dem die Fehde einschließenden „Krieg“ entsprechen als der Zerstörung, denn die vorkolonialen Razzien waren keineswegs unbegrenzt oder gänzlich unregelt, sondern durch Formen sozialer Kohäsion begrenzt.

* * *

Mit dem Fallbeispiel der Baatombu habe ich gezeigt, dass sich die bäuerlichen Meidungsstrategien im Umgang mit kolonialer Herrschaft insofern auf diese spezifische Form von Herrschaft beziehen lassen, als sie hier Erfolg versprechend sind und daher auch von den Bauern über Jahrzehnte der französischen Kolonialherrschaft angewandt wurden. Die Präferenz der Baatombu für Meidungsstrategien lässt sich jedoch nicht allein aus dieser Herrschaftsform ablei-

ten, und insofern ist die erste der beiden eingangs in diesem Beitrag gestellten Fragen nur partiell zu bejahen. Vielmehr gründet sie auf einem historischen Lern- und Selektionsprozess, innerhalb dessen sich die Baatombu Meidungs- und Ausweichstrategien als ihre spezifische Art des Umgangs mit Konflikten angeeignet haben. Dies war ihnen nicht nur durch den zur Verfügung stehenden Raum möglich, sondern auch durch die Tatsache, dass die bäuerliche Produktion im Borgu auf wenig Kooperation angewiesen ist. Weder Produktionsmittel wie Land oder Wasser wurden und werden geteilt, noch werden Techniken eingesetzt, die nicht auch von Einzelpersonen ausgeübt werden können. Dies schafft eine Situation, in der man zwar als Familienverband in der Landwirtschaft miteinander kooperieren kann, es aber nicht muss.

In solch einer Konstellation können Menschen im Konfliktfall einander meiden und fortziehen oder die Kommunikation minimieren. Sie sind nicht gezwungen, sich unmittelbar miteinander auseinanderzusetzen. Ohne die Notwendigkeit des Konfliktprozessierens jedoch, besteht auch weniger Notwendigkeit, Schiedsinstanzen zu entwickeln und Verfahren des Konfliktprozessierens zu entwickeln. Tatsächlich sind im Borgu in vorkolonialer Zeit keine Schiedsinstanzen entwickelt worden, wie auch Adrian (1975: 191) bemerkt hat.

Vor dem Hintergrund des Fallbeispiels der Baatombu kann also vor allem Georg Elwerts Argument, die fehlende Einbettung von Konflikten in Institutionen korreliere mit Meidung, bestätigt werden. Hingegen lässt das Fallbeispiel für den von Elwert angenommenen Zusammenhang zwischen Meidung und Gewaltarmut, keine klare Veri- oder Falsifikation zu. Interessant wäre nun, zu Elwerts Hypothesen eine andere Gesellschaft zu befragen, bei der Meidungsstrategien vorhanden, aber weniger ausgeprägt betrieben werden als bei den Baatombu. Tatsächlich aber ist zum Thema Meidung bislang kaum systematisch geforscht worden. So stehen, wie so oft, mehr Fragen am Ende eines Texts als Antworten gegeben werden konnten.

Literatur

- Adrian, Hannelore (1975): *Ethnologische Fragen der Entwicklungsplanung. Gbeniki – die ethnologische Erforschung eines Bariba-Dorfes als Grundlage für Planung und Aufbau eines Projekts der Entwicklungshilfe in Nord-Dahomey*, Meisenheim am Glan: Hain.
- Alber, Erdmute (1999): „Violent Conflicts in West African Borgou on the Eve of Colonization“, in: Georg Elwert et al. (Hg.), *Dynamics of Violence. Processes of Escalation and De-Escalation in Violent Group Conflicts*, Berlin: Duncker & Humblot, S. 119-132.
- Alber, Erdmute (2000): *Im Gewand von Herrschaft. Modalitäten der Macht bei den Baatombu (1895-1995)*, Köln: Rüdiger Köppe Verlag.
- Alber, Erdmute (2001): „Hexerei, Selbstjustiz und Rechtspluralismus in Benin“, in: *Afrika spectrum* 2, S. 145-168.

- Alber, Erdmute (2003): „Machttheorien“, in: *Sociologus* 53 (2), S. 143-166.
- Alber, Erdmute (2003a): „Denying Biological Parenthood – Child Fostering in Northern Benin“, in: *Ethnos* 68 (4), S. 487-506.
- Alber, Erdmute (2004): „Grandparents as Foster Parents: Transformations in Foster Relations between Grandparents and Grandchildren in Northern Benin“, in: *Africa* 74 (1), S. 28-46.
- Alber, Erdmute/Sommer, Jörn (1999): „Grenzen der Implementierung staatlichen Rechts im dörflichen Kontext. Eine Analyse der Rechtswirklichkeit in einem Baatombu-Dorf in Benin“, in: *Afrika spectrum* 34 (1), S. 85-111.
- Bierschenk, Thomas/Olivier de Sardan, Jean-Pierre (1998): „Les arènes locales face à la décentralisation et la démocratisation. Analyses comparatives en milieu rural béninois“, in: Thomas Bierschenk/Jean-Pierre Olivier de Sardan (Hg.), *Les pouvoirs au village. Le Bénin rural entre démocratisation et décentralisation*, Paris: Édition Karthala, S. 11-52.
- Crowder, Michael (1978): „The French Suppression of the 1916–17 Revolt in Dahomeyan Borgu“, in: Michael Crowder (Hg.), *Colonial West Africa: Collected Essays*, London: Cass, S. 179–197.
- Doevenspeck, Martin (2004): *Migration im ländlichen Benin. Sozialgeographische Untersuchungen an einer afrikanischen Frontier*, Dissertation, Bayreuth: Universität Bayreuth.
- Eckert, Julia/Alber, Erdmute/Elwert, Georg (2003): „Macht, Situation, Legitimität – Einführung“, in: *Sociologus* 53 (2), S. 139-143.
- Elwert, Georg (1999): *Macht und Konflikte*. Vortrag, gehalten auf der Tagung Macht, Situation. Legitimität, Juni 1999 in Berlin, unveröffentlicht.
- Elwert, Georg, in diesem Band.
- Kuba, Richard (1996): *Wasangari und Wangara: Borgu und seine Nachbarn in historischer Perspektive*, Hamburg: Lit.
- Lombard, Jacques (1965): *Structures de type „féodal“ en Afrique Noire. Étude des dynamismes internes et des relations sociales chez les Bariba du Dahomey*, Paris, La Haye: Mouton.
- Peterli, Rita (1971): *Die Kultur eines Bariba-Dorfes im Norden von Dahomé*, Basel: Schwabe.
- Sargent, Carolyn (1982): *The Cultural Context of Therapeutic Choice. Obstetrical Care Decisions among the Bariba of Bénin*, Dordrecht, Boston: Reidel.
- Schottman, Wendy (1993): „Proverbial Dog Names of the Baatombu: A Strategic Alternative to Silence“, in: *Language in Society* 22, S. 539–554.
- Scott, James (1985): *Weapons of the Weak. Everyday Forms of Resistance*, New Haven, London: Yale University Press.
- Scott, James (1990): *Domination and the Arts of Resistance. Hidden Transcripts*, New Haven, London: Yale University Press.
- Spittler, Gerd (1981): *Verwaltung in einem afrikanischen Bauernstaat. Das koloniale Französisch-Westafrika 1919–1939*, Atlantis Verlag: Freiburg.
- Stewart, Majorie (1993): *Borgu and its Kingdoms: A Reconstruction of a Western Sudanese Polity*, Dordrecht, Boston: Lewingston.

Archivquellen

ANB: Archives Nationales du Bénin, Porto-Novo, Serien 1E3 und 1E4

RMTB: Rapport mensuel trimestriel Borgou